

Togo 2009

Ankommen in Afrika, für mich war es in Lomé, Togo, bedeutet zuallererst einmal sich schwitzend aus seiner lästigen warmen Kleidung zu schälen, den Blick neugierig kreisen zu lassen, alle ersten Eindrücke tief in sich aufzunehmen mit dem kribbelnden Gefühl der Ungewissheit, was da wohl alles kommen mag.

Vor mir lagen drei Monate Togo – nach vielen Reisen, die ich auf eigene Faust unternommen hatte, war es mein großes Ziel gewesen, am Ende meines Sabbatjahres noch einmal in eine fremde Welt, in den Alltag eines afrikanischen Landes, einzutauchen. So war es letzten Endes zu meinem Freiwilligendienst in der Gehörlosenschule Vivenda in Togo, gekommen.

Nach schneller Abwicklung aller Einreiseformalitäten ging ich durch die Schleuse ins Dunkle der Nacht. Schweißglänzende freundliche Gesichter hielten mein Namensschild hoch, wie ich es mir schon so oft gewünscht hatte. Roger, der Verantwortliche der ONG vor Ort, lachte mir entgegen und hieß mich mit seiner Kollegin Sonia willkommen. Ich war erleichtert, dass ich mich von ihnen leiten lassen konnte, ohne mich selbst um etwas kümmern zu müssen. Mit Sack und Pack wurde ich ins Auto gesetzt und zu einem Nachtquartier gefahren. Alles war bestens durchorganisiert.

Am nächsten Morgen kamen die beiden zum Frühstück, eine gute Gelegenheit, um sich ein wenig kennen zu lernen und etwas von dem „Centre humanitaire pour les enfants“ - kurz CHE – zu erfahren, die Organisation, die in vielen Bereichen versucht, die Bedingungen für Kinder und Jugendliche zu verbessern. Unter anderem betreut der CHE auch die Gehörlosenschule.

Roger und Sonia kümmerten sich um alles. Wir fuhren zunächst zur Botschaft und mehrere Banken an, wo ich mit meinen Versuchen, Geld zu ziehen, erfolglos blieb. Aber „ça va aller!“ („Das wird schon gehen!“), wie man hier stets zu sagen pflegte.

Lomé, die Hauptstadt Togos, kam mir wie ein großgewachsenes Dorf vor mit seinen unzähligen Straßenständen, den Boutiquen, in und hinter denen gleich das Privatleben beginnt, dem wuseligen Treiben auf den löchrigen Straßen, alles erschien improvisiert und die wenigen größeren Gebäude nahm man im Getümmel kaum wahr.

Man kann auch zu neunt im Auto sitzen, der Fahrer fuhr gelassen halb aus der Tür hinausgedrängt. Während der Fahrt nach Kpalimé suchte mein Blick möglichst viele Bilder einzufangen: Die rote Erde brachte das pralle Grün der Umgebung zum Leuchten, Hügel erhoben sich, unter anderem der Mont Agou, der höchste „Berg“ Togos.

In Kpalimé lernte ich die Organisation und alle Mitarbeiter kennen, erlebte meine Fufu-Premiere und wurde in die Esstechnik eingewiesen: Die Finger ergreifen ein Bröckchen der breiartigen Substanz und der Daumen schiebt den Bissen elegant in den Mund.

Am nächsten Tag fuhren Roger und ich in einem ähnlich vollen Taxi auf einer löchrigen Piste weiter nach Atakpamé. Die Löcher, die der Fahrer geschickt umfuhr, sind dort teilweise auffallend tief und zahlreich, absolut katastrophale Zustände. Viele Leute bestätigten mir, dass diese Zustände nur ein Beispiel für die offensichtlichen Fehlplanungen der Regierung seien.

Wir passierten viele Dörfer, Kinder, die mir freudig entgegenwinkten, oft hing mir Brandgeruch von der Feldrodung oder Müllverbrennung in der Nase. Nach vier Stunden kamen wir in ein größeres „Dorf“, Atakpamé, mein Einsatzort für die nächsten Monate. Von meiner Gastfamilie und meinem Kollegen Daniel wurde ich freundlich empfangen.

Die Familie wohnt in einer ruhigen Seitenstraße, wo man dem trubeligen Leben nicht direkt ausgesetzt war.

Nachmittags besuchten Roger und ich erstmals gemeinsam die Schule. Da ich schon einige Jahre als Lehrerin gearbeitet habe, kenne ich viele Schulen, doch hier begegnete mir eine Schule, die überwiegend auf Improvisation angewiesen ist.

Wir gingen durch den Ort, auch hier prägten Marktstände das Straßenbild, hinter irgendeinem Stand betraten wir durch eine rostige Pforte die Schule Vivenda:

Ein kleiner Innenhof, ein palmengedeckter Unterstand, eine Tafel, einige Holzbänke wie bei uns in früheren Zeiten, das war im Grunde der ständige Unterrichtsraum.

Die meisten Schüler waren anwesend, ich sah in gespannte Gesichter, freundlich interessierte Blicke, alle in dunkelgrünen Hemden. In diesem Moment nahm ich bewusst die Stille wahr. Wir begrüßten die Klasse und wurden schriftlich willkommen geheißen.

Daniel zeigte mir die weiteren Räumlichkeiten: Hinter der Palmenklasse befand sich noch ein Häuschen mit zwei weiteren kleinen Räumen, der eine war schlicht der Ausweichklassenraum. Mir schien es unvorstellbar hier zwanzig Schüler mit unterschiedlichsten Niveaus noch dazu bei permanenter Hitze drinnen zu wissen. Der andere beherbergte einen überladenen Schreibtisch, die Direktion, in der sich außerdem noch eine Schlafmatte und eine Wäscheleine mit Hemden befanden, der Wohnraum des Lehrers.

Bereits dieser kurze Einblick stimmte mich sehr nachdenklich. Während man schon den Straßen Togos ansah, dass es überall an Geldern und Struktur fehlt, bekam ich hier direkt vor Augen geführt, was es bedeutet am absoluten Existenzminimum zu leben.

Ich war gespannt wie sich der Alltag und die Arbeit hier in der kommenden Zeit entwickeln würde und sehr froh, dass ich reichlich Schulmaterialien als Spenden dabei hatte.

In den ersten Tagen traf ich oft den Lehrer Daniel, der mir einige grundlegende Gesten beibrachte und mit mir Organisatorisches für unsere gemeinsame Zeit besprach. Die Gastfamilie bemühte sich sehr um mich, schon fast zu sehr, sodass ich mich anfangs mit meinen 34 Jahren wie eine junge Austauschschülerin fühlte, die überbehütet wird. Glücklicherweise lag mein Zimmer etwas separat und bot daher auch Rückzugsmöglichkeit, was mir ganz wichtig war, denn es war sehr oft Besuch im Haus, sodass eigentlich immer die Aufmerksamkeit auf mich gerichtet war.

Es brauchte eine Weile bis ich mich auf die Bedingungen eingestellt hatte, ich leuchtete eben überall heraus, wurde häufig angesprochen bzw. mir wurde hinterher gerufen. So gehörte es auch dazu, sich daran zu gewöhnen, dass die Leute versuchten, auf diese Weise mit mir in Kontakt zu treten und man eben mit seiner weißen Hautfarbe im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses stand. Da meine Hautfarbe immer mit Wohlstand gleichgesetzt wurde, war es unvermeidlich, dass einen Leute mehr oder weniger direkt nach Geschenken fragten.

Die Togolesen haben übrigens die Deutschen in guter Erinnerung behalten, weil seiner Zeit Kolonialherren für eine gute Infrastruktur gesorgt haben, während besonders die Franzosen einen schlechten Ruf haben, da sie sich nach dem ersten Weltkrieg mit den Engländer das Land teilten und seitdem ein Drittel von Togo zu Ghana gehört.

In den nächsten Tagen musste ich mich auf die neuen Bedingungen einstellen: In der Woche bestimmte meine Arbeit in der Schule den Alltag, sodass ich mich schnell einfinden konnte. Es gab einen Vormittagsblock von 8.00 bis 11.30 Uhr und an drei

Tagen auch Nachmittagsaktivitäten von 15.00 bis 17.00 Uhr. Ich unterrichtete hauptsächlich vier Grundschüler zwischen acht und fünfzehn Jahren, außerdem suchte man immer wieder neue Aufgaben für die drei Fünfjährigen zu finden, die stets umher tollten. Meine Gebärdensprache kam mir sehr notdürftig vor, doch die Verständigung klappte immer irgendwie – zur Not wurde herumgeflacht.

Daniel zeigte mir, was er bis dahin mit den Schülern gearbeitet hatte und überließ mir alle weiteren Planungen. So arrangierte sich problemlos unsere Zusammenarbeit. Ich konnte jederzeit Vorschläge machen oder mir Ratschläge holen, wenn ich mit der Verständigung nicht weiterkam. Lesen, Schreiben, das Alphabet, Zählen und ein wenig Rechnen standen im Vordergrund. Wann immer Zeit dafür war, unterrichtete ich in der ganzen Klasse Kunst – wir malten und zeichneten, machten Farbexperimente, bauten Masken, spielten Theater. Das waren die Highlights.

Für mich als Lehrerin aus Deutschland, wo jeder Unterricht die Schüler zu eigenständigem Lernen verhelfen soll, war es nicht immer leicht, die togolesischen Unterrichtsmethoden anzunehmen. Im Vergleich zu staatlichen Schulen, in denen ein Lehrer 45 bis zu über 100 Schüler unterrichten muss, ist die Vivenda-Klasse mit ihren 15 bis 20 Schülern recht überschaubar, trotzdem bemerkte ich den gewissen Drill, der dort wohl zum Schulalltag gehören muss. Mich irritierte neben dem Stock, der manchmal mit einer Drohgebärde aus der Ecke geholt wurde, dass Daniel die Schüler regelmäßig zum Morgenappell aufstellen ließ, um sie einzeln zu mustern. Dabei achtete er darauf, ob die Hände, Haare, Ohren und Kleidung der Schüler ordentlich aussahen – eine Maßnahme, wie er mir erklärte, um die familiäre Versorgung sicherzustellen.

Die Schüler lernten eigentlich nur durch direktes Vor- und Nachmachen und ständige Wiederholung. Anfangs war ich entsetzt wie wenig sie wussten und wie schnell sie vergaßen. Um ein Wort lesen bzw. verstehen zu können, mussten sie in der Lage sein, das geschriebene Wort mit der inhaltlichen Bedeutung und der Geste zu verbinden und zu lernen. Das war eine lange Prozedur. Wir übten nur wenige Wörter und Zahlen, die sie immer wieder verwechselten oder vergaßen. Das lag auch daran, dass die Schüler von zu Hause keinerlei Übung oder Unterstützung erhielten.

Die Klasse wirkte auf mich wie eine große Familie. In der Schule finden die Schüler eine eigene Welt, in der sie Gemeinsamkeit erfahren und sich in der Gebärdensprache verständigen können. Alle älteren Schüler arbeiteten, viele sogar während der Mittagspause, um sich ein Essen kaufen zu können, anschließend wurde weiter in der Schule gelernt. Sogar zwei, die schon eigene Familien zu versorgen haben, tauchten immer wieder auf, um weiter zu lernen, aber auch um die Gemeinschaft zu erleben. Ein schönes Bild, die kräftigen Männer in den grünen Schulhemden in die kleinen Holzbänke geklemmt zu sehen.

Mich machte es sehr betroffen, als ich von Daniel erfuhr, dass es in Togo leider oft vorkommt, dass gehörlose Kinder von ihren Eltern aus Scham zu Hause versteckt werden. Sie leben in ihren Familien als stumme Arbeitskräfte. In einigen Fällen erfuhr Daniel von aufmerksamen Nachbarn oder auch von seinen älteren Schülern, wo solche Kinder zu finden sind, sodass er mit viel Überzeugungsarbeit die Eltern dazu bewegen konnte, ihren Kindern den Schulbesuch zu ermöglichen. Gerade für sie hat die Schule ja eine noch viel größere Bedeutung. Überraschenderweise erhielt hier meine Hautfarbe einen ganz neuen Aspekt: Meine Anwesenheit bei einigen Besuchen, die wir machten, gab wohl der Schule in den Augen der Eltern noch einen höheren Stellenwert. Wahrscheinlich weil sie in mir die potentielle Geldgeberin sahen. Gleich der erste Besuch war schon ein toller Erfolg: Djamila, ein intelligentes achtjähriges Mädchen, erschien nach dem Gespräch mit der Mutter regelmäßig in der Schule und machte

schnell Fortschritte, so, als hätte man ihr jetzt Zugang zu einer Welt verschafft, in der sie neue Wege der Verständigung kennen lernen kann und dankbar aufnimmt. Dies merkten auch die älteren Schüler und führten uns zu weiteren Kindern. Insgesamt konnten wir fünf Schüler für das nächste Schuljahr „rekrutieren“.

Schon in den ersten Tagen lernte ich, dass die übliche Bezeichnung „taubstumm“ falsch ist, denn jeder Schüler zeigte seine Stimme, wenn er lachte, sich beschwerte, stritt - eben kommunizierte. Besonders die Kleinen blieben nicht lange bei ihren Aufgaben, sondern spielten und tollten laut herum.

Die Schüler übten immer wieder, die Mundbewegung beim Sprechen nachzumachen. Als wir das Wort „maman“ uns vornahmen, gelang es der Schülerin, die auch so heißt, geradezu das Wort zu lautieren – das war einer der besonderen Augenblicke, die einen stark berühren.

Für mich werden meine Unterrichtsbedingungen in Togo immer einzigartig bleiben: der Palmenunterstand als Raum, die schwüle Hitze, der man nicht entfliehen konnte, permanent die laute Musik der angrenzenden CD-Boutique in den Ohren während ganze Hühnerscharen durch die Klasse liefen. Einmal klaute mir ein gewitztes Huhn bei Zählübungen eine Tomate und alle brachen in schallendes Gelächter aus, während ich dem Huhn nachjagte.

Die Arbeit in der Schule erfüllte mich in der Woche und hielt mich aufrecht, da die Möglichkeiten sonst sehr begrenzt waren etwas zu unternehmen.

Als Deutsche fernab der Heimat sucht man verstärkt nach Landsleuten, was bei anderen Auslandsaufenthalten nicht selbstverständlich war. Doch hier in Togo reichte es, die Emailadresse eines Deutschen als Startkontakt zu haben, der mich gleich weiter leitete an die deutschen Kontakte, die er in Atakpamé hatte. Auf diese Weise fand ich einen Deutschen, der vor Ort arbeitete. Wir trafen uns häufig in der Woche, um uns über unseren togolesischen Alltag auszutauschen, uns über manche Begebenheiten zu wundern oder auch um sich mal aufzumuntern, wenn einem Unverständliches widerfuhr. An den Wochenenden war man froh der Enge Atakpamés zu entfliehen, entweder ging es nach Lomé, wo andere Deutsche und der Strand einen erwarteten, oder wir erkundeten andere Ecken in Togo.

In den letzten beiden Monate entwickelte sich über die Kontakte schier Unglaubliches: Es fing damit an, dass mir jemand den Kontakt zu einem Österreicher vermittelte, der noch Gelder seiner ONG zur Verfügung hatte und deshalb Miniprojekte suchte, um sie zu finanzieren. Ich beschrieb ihm die Umstände des „Klassenraumes“, den löchrigen Palmenunterstand, der weder vor Sonne noch Regen wirklich schützte und meine Idee: da müsste doch ein echtes Wellblechdach hin. Das war der Plan, als der Gönner kam, sah und zustimmte. Somit war die Finanzierung gesichert und wir verbrachten einige Zeit mit dem Handwerker und den Hochrechnungen. Ich war sehr zufrieden, dass der Schule auf diese Weise geholfen werden konnte. Während ich alles unter Dach und Fach sah und die ersten Vorbereitungen getroffen wurden, erschien mir Daniel von Tag zu Tag beunruhigter. Bei einem langen Spaziergang offenbarte er sich mir: Sein Problem war, dass unzählige Monatsmieten fehlten, die erst bezahlt werden mussten, bevor der Vermieter seine Genehmigung geben konnte. Kurz - es fehlte, wie überall, an Geld. Da ich versprochen hatte das österreichische Geld zu verwalten und die Bauarbeiten voranzutreiben, gleichzeitig aber auch meine Zeit ablief, befand ich mich wirklich in einer Zwickmühle und fragte deshalb in meinem Bekanntenkreis um Hilfe. Meine Hoffnung war, mit vielen kleinen Spenden die Monatsmieten

zusammenzubekommen, was folgte war ein wahrer Geldregen. Es kam so viel zusammen, dass der Plan geändert werden musste: Statt eines einfachen Wellblechdachs konnte eine Schule doppelter Größe finanziert werden.

Für afrikanische Verhältnisse geschah alles in einem rasanten Tempo. In zwei Tagen wurde ein neues Terrain organisiert, in zwei weiteren die nötigen Genehmigungen eingeholt, die Materialien gekauft und anschließend blieb eine Woche, um das Gebäude zu bauen. Ich verabschiedete mich für diese Zeit nach Ghana und fiel aus allen Wolken, als bei meiner Rückkehr pünktlich die neue Schule dastand.

Die Schule liegt jetzt etwas außerhalb von Atakpamé, so hat mehr als die Hälfte der Schüler einen erheblich kürzeren Schulweg und mit der Lage an der Hauptstraße verbessert sich hoffentlich die Präsenz. Die Möglichkeit einer Schulbildung für gehörlose Kinder wird offengelegt, wovon anscheinend viele Togolesen nichts wussten.

Durch dieses Schulprojekt, was klein begann und dann für mich immense Ausmaße annahm, fühle ich mich sehr mit Togo verbunden und es bleibt der Wunsch dorthin zurückzukehren.

Was hat die Zeit mit mir gemacht?

Ich habe Einblick gewonnen in ein Land, in dem so vieles schief läuft, dass man verzweifeln könnte: Gelder werden unterschlagen, falsch investiert, die Bevölkerung resigniert angesichts der seit Jahren gleichbleibenden politischen Führung und jeder denkt nur an seine eigene Existenz von Tag zu Tag, die Umwelt wird verschmutzt und ausgebeutet – mit meinem europäischen Denken habe ich so viel Unbegreifliches gesehen und erfahren, dass die verworrenen problematischen Verhältnisse in Togo, das Beispiel eines winzigen Landes in Afrika, in meinem Kopf sehr präsent bleiben.

Mögen viele diese Erfahrungen machen, das Bewusstsein entwickeln und ein Stückchen Afrika in sich tragen!

Elayi - ça va aller!